



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Spiero, Heinrich: Gustav Falke

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

nicht erschüttert. Man beachte ferner, daß das Urteil des Papstes nur unter gewissen Bedingungen vor Irrtum geschützt ist, d. h. wenn er eine Entscheidung (Definitio) ex cathedra trifft. Wir werden auf diesen wichtigen Punkt später noch zurückzukommen haben. Man beachte endlich den Ausdruck der innern Zustimmung. Also es wird nicht nur eine Unterwerfung in der äußerlichen Form verlangt, sondern auch ein Gewissenszwang ausgeübt, in moralischer Beziehung zweifellos das Unfittlichste, was man begehen kann. Und das alles vereinigt der Verfasser als Sprachrohr des Ultramontanismus mit der ‚Freiheit der Wissenschaft‘.

Die Naturforschung soll im allgemeinen frei sein; die Physiker und Chemiker können sich in ihren Laboratorien mit Naturwissenschaften beschäftigen, soviel sie wollen. Dann kommt aber sofort wieder die Ausnahme (S. 106): „Allerdings wenn sie die Schöpfung, die Möglichkeit der Wunder leugnen, dann kommen sie mit dem Glauben in Berührung, aber dann haben sie aufgehört, Naturforscher zu sein. Sie sind Philosophen geworden.“ Also der Naturforscher darf sich nicht mit den Heilungen von Lourdes und denen durch die Berührung des heiligen Rockes von Trier beschäftigen. Der Arzt wird Philosoph, wenn er erklärt, daß die von der Feststellungskommission in Lourdes behauptete Heilung eines Lupuskranken nicht der Wahrheit entspricht. Das ist die Logik des Ultramontanismus.



## Gustav Falke

Von Heinrich Spiero



Das literarische Leben Deutschlands ist in neuerer Zeit niemals völlig zentralisiert gewesen. Selbst während der Blüte Weimars gab es nicht nur in Schwaben und in Berlin abseits stehende Kreise. Und als mit Schiller die eigentlich zusammenhaltende und literaturpolitisch wirkende Kraft dahingegangen war, wurde die Vereinzelung wieder stärker. Kaum eine Stadt in Deutschland hat sich dauernd als literarischer Vorort behaupten können, und zum Beispiel die schwankenden Schicksale Leipzigs und Dresdens wären ein dankbarer Gegenstand der Untersuchung\*). Nach dem Jahre 1889 erschien es insbesondere so, als ob Berlin und München allein die Vorherrschaft gewonnen hätten und daneben höchstens noch versprenzte Kräfte in größerem oder kleinerem Zusammenhang mit den

\*) Für Leipzig hat G. Wittowski dies unternommen, in seiner „Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig“ (Festschrift der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zum Jubiläum der Universität). Allerdings geht er nur bis zum Beginn der neuesten Zeit.

Hauptstädten arbeiteten. In den letzten Jahren aber hat sich das Bild wieder völlig verändert, und es ist gewiß ein Zeichen des Fortschritts und gesunder Entwicklung, daß immer neue Mittelpunkte entstehen und sich um diese ein buntes Leben kristallisiert. Hamburg, das zwar immer den einen oder den andern bedeutenden Schriftsteller beherbergte, hat im letzten Jahrzehnt an Bedeutung in diesem Sinne mehr und mehr gewonnen und ist heute auf dem Wege, wenn nicht schon an dem Ziele, die Stellung wieder zu gewinnen, die es einmal, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, besaß. Eine Fülle älterer und jüngerer Kräfte ist in der größten deutschen Handelsstadt heimisch geworden, auch ohne ihr durch Geburt anzugehören, und da, wo Leben ist, auch Leben hinzukommt, so ergibt ein Studium des geistigen Hamburgs der Gegenwart einen beim ersten Blick überraschenden Farbenreichtum literarischen und dichterischen Lebens. Ja, wenn man, wie man's tun muß, den Umkreis der großen Stadt und ihre Nachbarstädte hinzurechnet, so findet man, daß Hamburgs Bannteile nun schon seit Jahren die Heimat einer Reihe von Dichtern ersten Ranges geworden ist, wie sie sich jetzt in keiner andern deutschen Stadt mehr zusammenfindet. Wenn man Detlev von Liliencron, den zu früh Entlassenen, der uns doch noch mit seiner Persönlichkeit lebt, Richard Dehmel und Gustav Falke, alle drei Bürger Hamburger Vororte, aus der deutschen Lyrik der Gegenwart ausstriche, so würde nichts imstande sein, die Töne zu ersetzen, die uns dann fehlten.

Gustav Falke ist 1853 in Lübeck geboren, reiht sich also zeitlich noch den Dichtern des Übergangs vom Alten zum Neuen an, die als einsame Kämpfer zwischen den Schlächten standen: Wildenbruch, Hoffmann, Alberta von Puttkamer, Schönaich-Carolath; trotzdem gehört er im Gegensatz zu dem ihm persönlich verbunden gewesenen und in manchem verwandten, um ein Jahr älteren Carolath bereits ganz zur nächsten Generation. Das spricht sich deutlich schon in zwei Zahlen aus: Carolaths erster Gedichtband erschien 1878, also längst, bevor die jüngste Bewegung einsetzte — Falkes erster Band 1891, mitten im Werden neuer Kräfte. Der Poet, der am Ende des vierten Jahrzehnts seines Lebens stand, hatte schon wieder aus Süddeutschland den Weg nach dem Norden gefunden; der Sohn Lübecks war in Hamburg heimisch geworden. Durch den Buchhandel, wie bei Wilhelm Raabe, ging bei ihm der Weg zum Schriftsteller, und als nun seine ersten Gedichte erschienen, da wirkten sie durchaus als neue Kunst und fanden eine Begrüßung voll hinreißender Liebe bei Detlev von Liliencron, dem Falke dann die erste Ernte gesammelt darbrachte. Der Band hieß: „Mynheer der Tod“, und es darf gleich hier gesagt werden, daß Falke es wie wenige verstanden hat, seinen Werken schlichte und doch eigenartige Titel zu geben, die sich dem Kenner sofort und für immer einprägen: „Mynheer der Tod“, „Lanz und Andacht“, „Zwischen zwei Nächten“, „Neue Fahrt“, „Mit dem Leben“, „Hohe Sommertage“, „Trohe Frucht“; dazu Prosabücher: „Aus dem Durchschnitt“, „Landen und Stranden“, „Der Mann im Nebel“ — man soll noch

nach einem Dichter suchen, der die schwierige Kunst der Titelfindung mit solcher Feinheit und solcher Treffsicherheit zu handhaben versteht \*).

Den lauten Schreiern mit den Fechterposen  
Hat Pöbelgunst den Lorbeer stets gebracht;  
Indessen lenkt mit selbstgepflückten Rosen  
Ein Ritter schweigend aus der Siegeschlacht.

Es sind nicht allzu viele Dichter der deutschen Gegenwart, die gefahrlos ein solches Bild hinstellen dürfen, weil sie selbst stets der Fechterposen bar waren und von allem Anfang ihres Schaffens bis zur Reife der Kraft immer nur als ehrliche und in bestimmtem Sinne tumbe Kämpen ihre Schlachten bestanden haben. Gustav Falke aber darf mit Wahrheit auf der Höhe seines farbig reizvollen, mehr gerühmten als wirklich gekannten Schaffens solchen Kranz für sich beanspruchen. Der Beginn seines dichterischen Aufstiegs fiel noch in die laute Zeit wilder Befehdung zwischen alt und neu; und wenn er auch nicht „dieses laue Händedrücken, abgemessene Verneigen“ kannte, sondern lieber „Hände hinterm Rücken“ frei und ehrlich Farbe zeigte, so blieb Falke doch dem journalistischen Nahkampfe, dem literarischen Richtungshader fern — so sehr wußte der damals schon durchgebildete Künstler und Mann, daß seine Rosen in anderm Streite zu pflücken waren als im Leben des Marktes.

In den ältesten Dichtungen Carolaths, um auf diesen Vergleich noch einmal zurückzukommen, war ein Einfluß Heinrich Heines festzustellen: ganz im Gegensatz dazu fehlt dieser Einschlag bei Gustav Falke nicht nur vollständig, sondern er gehört zu den früher sehr seltenen, jetzt schon zahlreicheren Lyrikern, die überhaupt unter Heines Einfluß niemals gestanden haben, und er hat den in unsrer Zeit wahrlich großen Mut besessen, zu gestehn, daß die Dichter, die er liebe, alle andre Gesichter trügen. Er hat Namen dabei nicht genannt, aber wenn wir in seine Werke hineinschauen, so finden wir, daß er an zwei Dichtern vor allem sich geschult hat, an Mörike und Liliencron. Falke hat einmal in einer selbstbiographischen Skizze gesagt, er könne eine ganze Abhandlung über sein Verhältnis zu Liliencron schreiben; er täte dies aber nicht und müsse es schon seinen Kritikern überlassen, die Beeinflussung herauszufinden. Wenn wir dieser Anregung folgen, so möchte ich da, fern jeder nach Parallelen forschenden Pedanterie, folgendes sagen: je öfter ich Falke und Liliencron lese, um so mehr stellt sich mir das Verhältnis des Jüngern zum Ältern so dar — ich meine natürlich das dichterische Verhältnis — wie das von Friedrich Hebbel zu Ludwig Uhland. Mit Bezug hierauf hat Hebbel selbst einmal folgendes gesagt: „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß jeder tüchtige Mensch in einem großen Mann untergehn muß, wenn er jemals zur Selbsterkenntnis und zum sichern Gebrauch seiner Kraft gelangen will; ein Prophet tauft den zweiten, und wem diese Feuertaufe das Haar fengt, der war nicht berufen!“ So ist Gustav Falke einst

\*) Gustav Falkes Werke erscheinen bei Alfred Janssen in Hamburg. Nur ein Buch „Dörten und andre Erzählungen“ ist bei Max Hesse in Leipzig herausgekommen.

in Detlev von Liliencron untergegangen; noch deutlicher fast als sein erstes Buch zeigen es das zweite und das dritte. Aber die Feuertaufe hat ihm das Haar nicht gefengt. Schon da, wo er nur wie ein jüngerer Liliencron erscheint — und das ist in einigen Gedichten immerhin der Fall —, tönt noch ein Klang mit hinein, den Liliencron nicht hat, und der ein Auftakt ist für Falles ganz eigne Melodie, die sich von Jahr zu Jahr klarer herauslöst und schon in dem Buch „Tanz und Andacht“ (1893) als unverwechselbare Eigenart durchgedrungen ist. Man kann in dem Aufbau eines einzigen Gedichtes schon dieses langsame Hinfinden zum eignen Ton belauschen. Da ist das zweite Stück in „Mynheer der Tod“ (1891) „Die Equipage“. Eine alte Erzellenz und ein junges Mädchen, eben erst flügge, werden von dem Tod, der an Stelle des Kutshers das vornehme Gefährt bestiegen hat, einhergeschleift:

Breitbeinig steht der Tod, weit vorgebeugt,  
 Ein Muschellenter, der sein Bettgespann  
 Um Kranz und Gloria durch die Rennbahn kreift.  
 In harter Knochenfaust die straffen Zügel,  
 Und mit der andern weitausholenden Schwunges  
 Der Peitsche schlangenschmeidige Geißelschnur  
 Den bange Tieren um die Ohren klatschend,  
 Scheint er ganz Lust, im hellen, harten Blick  
 Des kränzesichern Sieges Übermut,  
 Und um den Mund, daraus die feste Mauer  
 Des prächtigsten Gebisses blüht und lacht,  
 Ein schlächterhaft brutales, breites Grinsen.

Niemand wird in dieser Schilderung die Spur Detlevs von Liliencron verkennen, nur daß dieser als echter Schleswig-Holsteiner „schlächterhaft“ statt „schlächterhaft“ gesagt hätte. Und nun der Schluß:

Die wilde Jagd verschlingt ein Tannenwäldchen.  
 In Staub und Blut der Straße aber liegt  
 Hellschimmernd eine weiße Rosenknospe,  
 Erschlossen kaum, feuchtwarm der zarte Stengel,  
 Als hätt' noch eben eine heiße Hand  
 Die Todgeweihte lebensfroh umfaßt.  
 Der laue Mittagswind streicht drüber hin,  
 Ein scharlachfarbner, eiltiger Schmetterling,  
 Sich überhastend, gaukelt leicht vorüber,  
 Kehrt wieder, ruht wie müde eine Weile,  
 Mattflügelnd, auf dem Blütenbett sich aus  
 Und nimmt den Weg ins überfonnte Feld  
 Schnittreifen Hafers, das der Friede küßt  
 Und wolkenlose Bläue überdacht.

Das ist es. Liliencron wird von seinem ewig stürmenden Herzen zu immer neuen Kämpfen gedrängt, während kaum die alten ihren vollen Ausstrag und Ausklang gefunden haben; Falke versteht es immer wieder, auf den Wegen zum Ziel seiner Sehnsucht eine Ruhebank zu finden, einen Punkt im treibenden Hasten, der ihm Glückes genug gewährt. So wird ihm der Friedhof, auf dem er doch einst mit dem Freunde den Tod von Kreuz zu Kreuz hüpfen sah, ein wahrer Ort des Friedens:

Blodentklang und Drosselschlag,  
Hügel still an Hügel,  
Drüber wiegt ein Sommertag  
Sich auf goldnem Flügel.

Gewiß, auch dieser Dichter wagt, „unbekümmert, wo wir landen“, den feststen Flug; aber war er gleich gestern Schelm und heute Prophet — immer bleibt der Poet in seinem Sinne fromm. Geht ihm auch der Pendelschlag des Herzens hin und her

Schwarze — Blonde, Schlag um Schlag,  
Schwarze — Blonde, durch den Tag,  
Schwarze — Blonde, Schwarze — Blonde —

er findet das tiefste Genügen erst in der Stille eines Sommerabends, da sich ihm in der Nähe die Ferne aufzutut und er sein Glück zwischen Rosen und grünen Ranken wie in einem Tempel umschlossen weiß. „Tausend Fäden“, das empfinden wir immer wieder, zittern in dieser Poesie hange mit. Schwere Seelenkonflikte nahen sich auch diesem Poeten, und unverwischt, aber von zartestem Dichtergriffel in die reinste Form gebannt, sprechen sie zu uns; denn das wollen wir doch festhalten: Falke ist keineswegs ein Idylliker, der, wie unverständige Leute meinen, einen ganz engen Bezirk hat und über die Zäune seines Gartens nicht hinaussteht. Man kann ruhig in seinem Eigen bleiben und doch den Blick für die Welt behalten und die Reflexe dieser Welt empfinden, wenn man eben ein ganzer Dichter ist, wie Gustav Falke.

Weit hinten liegt die große Stadt,  
Die graue Stadt in Dunst und Rauch.  
Hier spielt im Wind das grüne Blatt  
Und schaukelt sich im Morgenhauch.

Hier ist das Leben hold verstummt,  
Träumt lieblich in sich selbst hinein;  
Nur eine frühe Viere summt  
Näschig um süße Becherlein.

Und manchmal ein verwehter Laut,  
Wie fernen Meeres Bogenschlag.  
Was dort um Mauern braust und braut,  
Herr, führ's zu einem klaren Tag!

So dichtet nicht jemand, der an Goldregen und Georginen sein Genügen hat, aber so kann jemand dichten, der gleichzeitig in den Lauten seiner plattdeutschen Muttersprache „Lütt Arsel, Lütt Snursel“ zappeln läßt („En Handvull Appeln“ 1906) und mit dem „Gestiefelten Kater“ (Epos, 1904) auf Märchenfluren so gut Bescheid weiß, als wären's die Hamburger Walddörfer. Wie weit Falkes Weltblick, seine poetische Gabe, auch Fremdes in sich hineinzuziehen und wie ein Edelstein gefaßt wiederzugeben, reicht, das zeigt sein Mitgehen gegenüber fremder Größe. Gustav Falke teilt mit zwei sehr ungleichen Vettern, Paul Heyse und Liliencron, die Gabe, Kunstgenossen von ganz anderer Art sicher und fein zu charakterisieren. Man kann den Gestalter Richard Dehmel

zum Beispiel kaum besser von sich aus neu gestalten, als Falke es in der Widmung der „Neuen Fahrt“ (1897) getan hat, wo er Richard Dehmels Kunst so verbildlicht:

Aus eines Opferbeckens Bronzesteller steigt  
 Ein reines Feuer zum gestirnten Himmel auf.  
 Fünf Engel stehn als Wächter um die weiße Flamme,  
 Fünf nackte Jünglinge mit langen, schwarzen Flügeln,  
 Bis auf die Erde reichen rings die Spigenpaare.  
 Jeder stützt schweigend einen schlanken Schaft vor sich,  
 Der oben grünt und schwer voll reifer Früchte hängt,  
 Und jeden Schaft umringelt schillernd eine Schlange,  
 Die nach den Früchten züngelt. Rascht sie aus dem Laube,  
 Führt ein Erschauern durch des Hüters Nachtgefieder  
 Und krampft sein Antlitz jäh zu einer Maske  
 Zorniger Seelenpein, und blindlings zuckt der Wurm  
 Vor dem medusenhaften strengen Blick zurück.  
 Dann schaum die Fünf einander lächelnd an im Kreis.  
 Ein steter Wechsel ist es zwischen göttlicher  
 Gelassenheit und harter Dual auf ihren Stirnen,  
 Denn immer wieder züngelt Schlangengier nach oben,  
 Doch still und klar und heilig brennt die weiße Flamme.

Das ist derselbe Gustav Falke, der in seinen Romanen und Erzählungen unser Hamburger Kleinbürgertum lebhaft und lebhaft vorführt. Lange hat es gedauert, bis er in dieser Form seinen Stil und seine Geltung fand. In all seinen Prosabüchern, „Aus dem Durchschnitt“ (1892), „Der Mann im Nebel“ (1899), waren einzelne Ausschnitte aus dem Leben und insbesondere aus dem Hamburger Leben lebendig und wirksam, aber es fiel doch, auch in „Landen und Stranden“ (1895), seinem umfangreichsten Roman, den der Dichter noch einmal umarbeiten will, alles in Einzelheiten auseinander. Erst in den „Kindern aus Ohlsens Gang“ (1908) sind die frühern Mängel überwunden, und nun in Hamburg fest eingelebt, hat Falke auch seinen Stil für die Schilderung Hamburger Lebens gefunden. Hamburger Lebens, nicht des Hamburger Lebens. Gerade, weil in ältern Büchern die Bemühung, verschiedene auseinanderliegende Kreise zu meistern, eine Unruhe mitbrachte, die den Werken nicht bekam, hat sich Falke hier auf einen Kreis beschränkt und das Hamburger Kleinbürgertum, das am Hafen lebt, mit dem Hafen zusammenhängt, sehr glücklich widergespiegelt. Was auch einfache Schicksale in diesen Kreisen an der Wasserkante so häufig aus dem gemeinen Lauf der Dinge heraushebt: daß sie nämlich immer verbunden erscheinen mit Wasser und Meer, mit dem Strom und der überseeischen Schifffahrt, das prägt sich in Falkes Erzählung fein und unaufdringlich aus. Wie mit einem Silberstift, der nichts verniedlicht und nichts verzerrt, aber doch den Dingen einen zarteren Glanz verleiht, ist alles gezeichnet. So werden uns die kleinen Schicksale dieser kleinen Leute, die ihnen doch große Schicksale sind, etwas, und die Leute selbst werden uns vertraut, wie sie in völliger Echtheit dastehn, dem Boden ihrer Schritte durchaus verwandt, in ihrer Sprechweise den Rest von Seemannshumor, den der Hamburger Kleinbürger niemals verleugnet.

Auch der Versuchung, sich durch das Hineinziehen der vortrefflichen Bestrebungen des Volksheims die Handlung entgleiten zu lassen und sie zu einem sozialen Programmroman auszurecken, hat Falke widerstanden. Das Volksheim, hübsch und warm geschildert, bleibt der Hintergrund für die Menschen aus Ohlsens Gang, die nicht dazu angelegt sind, ihre Schicksale aufzudonnern, aber freilich auch nicht mit dem Leben spielen, sondern es still und mit Selbstbescheidung erfüllen und überwinden.

Gustav Falke hat schon sieben Bände Gedichte hinausgeschickt, von denen es schandenhalber noch keiner über die zweite Auflage gebracht hat. Das Publikum hat merkwürdiger- oder bezeichnenderweise die starken und die schwachen ganz gleich bewertet. Im sechsten Bande, der die Aufschrift „Hohe Sommertage“ (1902) trägt, war Herbststimmung angedeutet, die nun in dem bisher letzten, „Frohe Fracht“ (1907), voll durchschlägt. Man muß von diesem besonders sprechen, weil er einmal in einer ganzen Reihe schöner Gedichte den Meister der früheren Jahre ungeschwächt zeigt, dann aber in ihm leise Linien einer neuen Entwicklung gezogen sind.

Fahre, Schiffelein, fahre,  
Sterne über dir,  
Früchte mancher Jahre  
Trägt mein Schiffelein mir.

War ein fröhlich Reifen  
In durchsonntem Raum,  
War ein fröhlich Greifen  
In den vollen Baum.

So setzt das Buch ein. Und dann mit Falkes schalkhaftem Humor:

Lob' ich meine Ware,  
Wer verdankt es mir?  
Fahre, Schiffelein, fahre,  
Sterne über dir.

Der Zusammenhang mit der spendenden Natur, der hier schon durchklingt, geht dem Dichter keinen Augenblick verloren; und niemals tut er der Natur Gewalt an, so wenig er sich damit begnügt, sie abzuschreiben. Immer wieder werden Tag und Nacht gegeneinander gestellt, die letzten und die ersten Stunden des Tages sind Falke die liebsten.

Es läßt der Tag aus müder Hand  
Die letzten blassen Rosen fallen  
Und lauscht noch einmal, rückgewandt,  
Dem lautern Lied der Nachtigallen.

Wundervoll, wie hier in dem dahinschwebenden letzten Schein eines Sommerabendrots des Tages letzte blasser Rosen uns ansehen. Und nun führt die Handlung ohne Hast weiter in das Dunkel, aus dem heraus der Vogelsang ertönt:

Die haben im versteckten Hain  
Schon seine Schwester froh empfangen,  
Die sanfte Nacht; sie stillt allein  
Der Liebe zärtliches Verlangen.

Er neidet's ihr und achtet's nicht,  
 Daß zwitschernd aus den blauen Räumen  
 Noch eine Lerche fällt, um, dicht  
 Ins Korn geschmiegt, von ihm zu träumen.

Diese poetisch ebenso wirksame wie ungefuchte Verbindung durch das Lied der Morgen- und Abendsänger gibt dem ganzen Gedicht jene gewissermaßen atmende Wärme, die Theodor Storm gemeint hat, als er sagte: „Am vollendetsten erscheint mir das Gedicht, dessen Wirkung zunächst eine sinnliche ist, aus der sich dann die geistige von selbst ergibt, wie aus der Blüte die Frucht.“ Und ganz dasselbe gilt, wenn das Leben der Pflanze in diesen den Dichter immer wieder fesselnden Wechsel hineingestellt wird:

Der Tulpenbaum hat über Nacht  
 All seine Blumen aufgemacht,  
 Die weißen Sterne leuchten weit  
 In ihrer keuschen Herrlichkeit.

Es ist, als hätt's die Nacht bedacht,  
 Was Liebes sie dem Tag vermachet,  
 Damit von ihrem Märchenglanz  
 Ein Schimmer leb in seinem Kranz.

Er aber, überreich an Licht,  
 Bedarf der fremden Sterne nicht,  
 Und bald entblättert, schnell und sacht,  
 Das liebliche Geschenk der Nacht.

Wie im Wechsel der Stunden, so ist es auch darüber hinaus, in dem Gleiten eines Menschenlebens immer wieder der Übergang von der Helle zur Dunkelheit, dem Falke's Träume gelten. Er hat den Tod so oft besungen, daß er's wohl wagen kann, sich einmal von ihm ordentlich die Leviten lesen zu lassen. Raunzend und schimpfend läßt der hohläugige Jägermann den auf schläfriger Wintersflur betroffenen Dichter also an:

Was hast du für ein Jammerbild  
 Von mir den Menschen aufgeschwagt!  
 Bald war ich wie ein Mönchen mild,  
 Das ihren Abt zu Tode schmagt.

Bald salbungsvoll wie ein Pastor,  
 Bald kindisch wie ein Großpapa,  
 So führtest du mich täglich vor,  
 Als wär' ich zur Besichtigung da.

Heut war ich dir ein Trainhusar  
 Und morgen ein Baron im Frack,  
 Und einmal schobst du mir sogar  
 Die Pfeif' ins Maul. Und der Tabak!

Aber trotz solcher Begegnung gestaltet der Dichter, dessen erstes Buch „Mynheer der Tod“ hieß, das tiefste Geheimnis unsres Lebens immer neu. Sei's, daß er den Tod dem lorbeer gekrönten Sieger bei der zweiten Wettfahrt den andern

dunklern Kranz geben läßt, sei's, daß er den Leichenzügen nachdenkt, die unsern feinem Fenster dem „stillen Garten“ zuwanen.

Völlig überwunden ist in diesem Bande der Einfluß des Dichters, der Falke einst herausbrachte, Detlevs von Liliencron, hier ist im Gegensatz zu früherer Zeit jeder Vers durchaus Falfisch, und um so heller erklingt in zwei köstlichen Gedichten der Preis Detlevs von Liliencron aus Falkes Munde, jedesmal mit einem durchschwingenden Herzenston und doch in scheinbar leicht gefügter Humoristenweise:

Und singst noch heute in einem Ton,  
Als wärst du der Leutnant von Liliencron,  
Und bist doch schon Hauptmann, bist General,  
Der teutschen Lyrik Feldmarschall.

An einen andern Dichter, mit dem Falke bisher keine Verwandtschaft zeigte, gemahnt solche und manche ähnliche Dichtung, an Theodor Fontane. Eine Resignation, die von Bitterkeit frei in die Welt sieht, tönt durch solche Verse hindurch, eine leise Resignation und die Bemühung, im Trott der Tage doch durch Gewöhnung und Enttäuschung hindurch einen Strahl stillen Glücks zu erhaschen. Und dieser Zug vollendet einstweilen lebenswürdig das lebenswerte Bild dieses Poeten, der auch in der jüngsten Gabe immer wieder jenes sehnsuchtsvolle Eindringen in des Lebens Tiefe und Geheimnis übt.

Ich kamm' ein schönes, stilles Land,  
Jetzt liegt es wie in Märchendammer,  
Da weidete im Lichtgewand  
Der Friede seine weißen Lämmer.

Ich weiß den Weg, bin ich ihn doch,  
Und nicht im Traum nur, hergegangen,  
Und spür' in meinen Kleidern noch  
Den Duft von seinen Blumen hangen.

Doch wend' ich mich zurück und breit'  
Die Arme aus nach jener Ferne —  
O Jugendland, wie liegst du weit  
Und unerreichbar wie die Sterne.

Keine träge Beschaulichkeit, keine genügsame Philistosität liegt in Falkes Natur, sondern, was ihm die eigne Note gibt, ist der bewußte Zusammenhalt menschlicher und künstlerischer Kräfte innerhalb des Rahmens der selbsterkannten Begabung. Gustav Falke ist durchaus ein Sohn der neuen Zeit:

Unsre leisen, weinenden Worte  
Von jenen Jahren, die nun  
Hinter der dunklen Pforte  
Für immer ruhn,

er weiß sie uns ins Ohr zu sagen. Aber er schlägt in seiner ruhigen Sicherheit stärker als mancher andre die Brücke hinüber zur Vergangenheit, fügt sich, weil er zwar neue, aber keine überraschenden, grell abstechenden Töne gebracht hat,

der Entwicklung unsrer Lyrik, die in gewissem Sinne zeitloser ist als andre Dichtungsformen, harmonischer ein. Er steht etwa da, wo unter den Malern Hans Thoma steht, und er gewinnt, je älter er wird, gleich diesem einen altmeisterlichen Zug, der uns sein Bild noch lieber macht und unsre warme Neigung zu ihm vermehrt.



## Die Vereinigten Staaten, ihre innere und äußere Tagespolitik



Das Übergewicht der Vereinigten Staaten auf der westlichen Halbkugel wirkt stark auf die Beziehungen der süd- und mittel-amerikanischen Republiken zu Deutschland und anderen europäischen Staaten. Ihr Verhältnis zu Japan beherrscht die Politik des fernen Ostens, ja aller Gestade des Großen Ozeans. Bei ihnen selber aber hängt die äußere Politik ganz von der inneren ab. Die Opposition verwirft den Imperialismus, den Panamerikanismus, die überspannte Schutzzollpolitik, vor allen Dingen das Trustwesen, das einen so starken Einfluß auf die innere und äußere Politik hat. Und eben hier scheint sich eine bedeutungsvolle Wendung vorzubereiten. Jeder Tag bringt neue Nachrichten voll düsteren Inhalts für die im Besitz der Macht befindliche republikanische Partei. Ja, die bestbeglaubigten Korrespondenten melden, daß ihr Sturz schon bei der nächsten Wahl des Repräsentantenhauses, die am 1. November d. Js. stattfindet, unbedingt sicher sei. Darauf wäre nicht allzuviel zu geben, wenn man auf die allgemeinen Stimmungszeichen angewiesen wäre. Nach ihnen hat man sich über die Gesinnung der Bevölkerung schon oft geirrt. Aber man hat es mit der Tatsache eines offenen Aufruhrs innerhalb der herrschenden Partei zu tun. Es bildet sich dort seit einigen Monaten eine Partei der „Insurgenten“ heraus, nicht etwa nur auf Grund persönlicher Meinungen, sondern tiefgreifendster Interessengegensätze, denen man bisher noch so wenig entgegenzusetzen gewußt hat, daß ein Teil der leitenden Männer, und zwar gerade die hervorragendsten, das Gewehr in den Graben werfen und dem politischen Leben den Rücken kehren.

Die republikanische Partei entstand erst 1856, als die Sklavenfrage zur Entscheidung drängte. Mit dieser parallel ging jedoch der Streit um Freihandel und Schutzzoll. Die sklavenhaltenden Südstaaten mußten weitaus den größten Teil ihrer Erzeugnisse, Baumwolle, Tabak, Holz, ans Ausland absetzen, wobei ihnen kein Schutzzoll nützen konnte. Das ist noch heute so. Deshalb sind sie allezeit Anhänger eines immerhin gemäßigten Freihandels geblieben. Sie waren